

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

1918

Karl Haake [Mit Abb.]



Karl Saake.





Karl Haake

Oberkirchenrat, Hauptmann der Landwehr, geboren am 4. März 1868 zu Cloppenburg als Sohn des damaligen Premierleutnants Haake, erlangte Ostern 1886 auf dem Großherzoglichen Gymnasium zu Oldenburg das Zeugnis der Reife und studierte Jura, zunächst ein Jahr in Lausanne, dann in Heidelberg, Leipzig und Berlin. Ostern 1890 bestand er die Referendarprüfung. Von 1890 bis 1891 genügte er als Einjährig-Freiwilliger bei der 2. oldenburgischen Batterie des Feldartillerie-Regiments Nr. 26 seiner militärischen Dienstpflicht. Nachdem er in den nächsten Jahren in Oldenburg im juristischen Vorbereitungsdienst tätig gewesen war, bestand er im April 1896 die zweite Staatsprüfung und wurde darauf am 1. Mai als Amtsanwalt in Brake angestellt. Kurze Zeit war er in derselben Stellung beim Landgericht Oldenburg und wurde am 1. Oktober 1898 Amtsrichter in Brake. Ende 1899 wurde er als Landrichter nach Oldenburg versetzt und im Januar 1907 zum Landgerichtsrat ernannt. Seinem Interesse für kirchliche Angelegenheiten entsprach es, daß er am 1. Mai desselben Jahres Mitglied des Oberkirchenrates und des evangelischen Oberschulkollegiums mit dem Titel Oberkirchenrat wurde. Gleichzeitig zog er sich aus dem militärischen Leben zurück, nachdem er schon 1901 Oberleutnant der Landwehr geworden war. Dem Kampfgenossenverein in Oldenburg widmete er aber seine sorgsame Pflege. Bei Ausbruch des Krieges stellte er sich sofort freiwillig zur Verfügung, er kam am 3. August 1914 zunächst für 14 Tage nach Verden, dann auf 14 Tage nach Köln, und am 2. September rückte er nach Belgien aus. Dort wurde er Führer einer leichten Munitionskolonne, und er behielt diese Stellung mit kürzeren Unterbrechungen, in denen er vertretungsweise eine Abteilung des Regiments führte, bis zu seinem Tode bei. Im Januar 1915, zu Kaisers Geburtstag, wurde er zum Hauptmann befördert und mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet. Er machte zuerst den Vormarsch auf Antwerpen mit und war dann bis zum Oktober 1916 in Flandern in der Gegend von Ypern, um alsdann in den schweren Kämpfen an der Ancre mitzuwirken. Im Dezember 1916 kam er zum letzten Male für 14 Tage auf Urlaub, seine Gesundheit hatte damals schon gelitten, ein strenger Winter in Rußland in der Nähe von Dünaburg untergrub sie völlig. In seinem ausgeprägten Pflichtgefühl wollte er keinen Urlaub nehmen, er wurde darauf Mitte Mai 1917 in das Erholungsheim Antonasche bei Abeli kommandiert. Hier erlag er am 30. Mai seinen Leiden.

Sein Hingang bedeutete einen schweren Verlust für sein Amt als Jurist im Oberkirchenrat und Oberschulkollegium und für die ganze Landeskirche, für deren fernere Arbeit und Entwicklung die Geistlichkeit nicht zum wenigsten auf seine hingebende, tüchtige und verständnisvolle Tätigkeit gehofft und gerechnet hatte. In

diesen Kreisen lebt sein Gedächtnis als eines ganzen deutschen Mannes und Christen, dessen klare und kluge, feste und warmherzige Leitung schmerzlich entbehrt wurde. Sein stets bereitwilliges Eintreten für die Interessen der Pastoren und die lebhafteste Anteilnahme an den Beratungen des General-Predigervereins bleibt allen Beteiligten in dankbarer Erinnerung. Nicht minder wurde seine treue Fürsorge für unser Schulwesen und die Lehrerschaft und sein starker Idealismus anerkannt und gewürdigt. Im Felde gewann er sich viele Freunde; denn eine Persönlichkeit wie er, so durch und durch deutsch, wahrhaftig und treu, fest auf dem Boden christlicher Weltanschauung fußend, mußte die Herzen der Offiziere und Mannschaften gewinnen. „Papa Haake“ nannten ihn scherzhaft seine jüngeren Offiziere; und er war seinen Leuten wirklich ein Vater. „Ich habe immer bewundert,“ schreibt einer seiner Freunde, „wie er jedem persönlich gegenübertrat, wie er die jungen Primaner heranzog und förderte, ohne daß die Arbeiter und Knechte sich dadurch etwa zurückgesetzt fühlten. Alle wußten eben, daß er streng gerecht war und jeden in seiner Art fördern wollte. In unermüdlichem Streben und Schaffen hat er stets mit Zähigkeit seine Kräfte voll eingesetzt. Er suchte sich geradezu von allen Stellen seiner Umgebung die Leute zusammen, welche seiner Ansicht nach nur deshalb verachtet oder unglücklich waren, weil es an ihrer Ausbildung mangelte, als sie am falschen Platze standen. Dies betonte der Regimentskommandeur in seinem Nachruf an die Offiziere des Regiments noch besonders, indem er anerkannte, daß man nicht umsonst die Kolonne des Verstorbenen das Sanatorium des Regiments genannt habe. Mit Geduld, Mühe und Aufopferung suchte er bei jedem seiner Untergebenen dessen gute Seite herauszufinden und diese zu kräftigen und zu fördern, so daß aus ihm ein brauchbares Mitglied des Soldatenstandes und der Menschheit werden konnte. „Ich bin zwar seit einem halben Jahre in der Batterie,“ schreibt ein Vizewachtmeister an die Witwe, „aber meine Gedanken haben oft bei Herrn Hauptmann gewelt, in dessen Kolonne ich eine lange schöne, glückliche Zeit verleben durfte. Er war ein strenger, aber gerechter Vorgesetzter und nahm lebhaften Anteil an allem, was in der Kolonne vorging; er war ein Träger des Guten; und wenn er auch in eine bessere Welt hinüber gegangen ist, so wird er doch fortleben in seinen Werken und in all den Menschen, denen er Gutes erwiesen hat. Es war ein stilles Heldentum, das von ihm ausging.“

Feldpostbriefe.

Uloost, 29. 9. 1914.

Nach einigen etwas bewegten Tagen eine Art Ruhetag. Ich kann mir jetzt bereits etwas unter Gefecht, Erkundung in einsamen Ortschaften, nächtlichem Alarm usw. aus eigener Anschauung vorstellen, und das ist mir sehr lieb. Das Interessanteste war das Gefecht bei Gyssegem, einige 10 km von Brüssel, wo unsere beiden Batterien ziemlich lebhaft feuerten (Schützenfest 3. Ordnung), übrigens ohne



eigene Verluste, und wir Munition nachbringen mußten durch den Ort, der mit Schrapnell's einigermaßen kräftig beschossen wurde. Ich ritt im scharfen Trabe durch den Ort und merkte die ganze Sache erst an dem Summen oder Klatschen der Schrapnellkugeln gegen die Mauer und an dem Verhalten der Infanterie, die hinter den Wänden gekauert lag. So harmlos die Sache war, so habe ich doch einmal dort reiten können, wo die Möglichkeit war, von einer Kugel getroffen zu werden. Wenn ich Louis Napoleon gewesen wäre, hätten bärtige Krieger vor Rührung geweint. Wir brachten rechtzeitig so viel Munition, daß Überfluß war, ebenso das zweite Mal beim Feuern. Einigermaßen schwierig war die Sache für uns beim nächtlichen Alarm mit schweren Wagen und Pferden und noch wenig geübten Leuten. Wenn ich nicht einen ausgezeichneten Wachtmeister und einen geradezu hervorragenden Sergeanten (holt auf meinen Befehl den Teufel aus der Hölle) hätte, wäre es übel gewesen. Ein junger Offizierdiensttuer und ein Fähnrich hatten die ganze Sache verschlafen und krümelten sich erst viel später zu Fuß wieder an. Einsamer Marsch durch die Nacht von 2 bis 5 Uhr mit Radfahrern voraus und in der nächsten Nacht bei schönstem Sternenhimmel in tiefster Stille. Bei Tage bin ich häufig Zirkusdirektor, der mit „Vorwärts“ die Leute und mit „Halloh“ und „Allez, allez“ die belgischen Pferde antreibt. Hier liegen wir an einem Orte, wo 73er überfallen waren, der darauf von den Haubizen beschossen und von allen Einwohnern verlassen ist. Der Einzug geschah bei brennenden Fabrikgebäuden und Häusern vorbei. Abends gemeinsames Essen mit meinen Herren und einem versprengten Arzt in schönem Raum, Getränke: Chateau la Rose, Sekt, Benediktiner aus dem Weinkeller der Priester. Ich befinde mich so wohl wie möglich und merke mit Bismarck, daß der Feldzug das eigentliche Leben ist, sowenig ich immer im Felde sein möchte. Mit der flämischen Bevölkerung komme ich recht gut aus, bin übrigens vorsichtig und habe in geeigneten Fällen zuverlässige Leute bei mir. Wir gehören zur Armee, die Antwerpen belagern soll.

Ulooft, 2. 10. 1914.

Wunderliches Leben jetzt! Soeben habe ich einen Brief von Dir erhalten mit Betrachtungen über Günther Jagow's traurigen Tod, während ich — zu meiner großen Freude — weiß, daß er lebt. Wunderbar meine Umgebung, behagliches Zimmer, das ich bezog, um meine leichte Munitionskolonie (27 Fahrzeuge mit 1000 Feldhaubitzgeschossen und 1350 Granaten und Schrapnell's) übersehen zu können, und in dem drei katholische Kirchenfürsten an den Wänden hängen, eine hübsche Madonna unter Glas steht und auf den Wachskerzen Petrus mit dem Jesuskinde zu sehen ist. Mein Zimmer liegt nach Süden und ist so freundlich und behaglich, wie man es wünschen kann. Allmählich kehren die Bewohner zurück, ganz eingeschüchtert. Wunderbare Bilder: die Leiche eines alten Mannes, der erschossen ist, und daneben sein treuer Hund, der jeden anfällt, der der Leiche zu nahe kommt, dann ein verlassener Kanarienvogel, der von deutschen Soldaten sorgsam gefüttert



wird. Übel war es, daß die ausgehungerten Soldaten in die leere Stadt kamen. Mit Recht suchten wir nach den Strapazen und Entbehrungen nach Lebensmitteln. Ich habe sehr tüchtige, brauchbare Leute in dem Spiegelbild der deutschen Armee, das ich kommandiere: Artilleristen, Ulanen, Jäger zu Pferde, Musketiere, Füsilier, Leibgrenadiere, Jäger, Garde-Fußartilleristen, Pioniere. Aber die Gefahr, daß einzelne Minderwertige in einer so bunt zusammengesetzten Truppe nicht arbeiten, sondern marodieren wollen, besteht natürlich. Ich greife aber durch. An den Tüchtigen, die in großer Zahl vorhanden sind, habe ich große Freude. Ich habe außer meinem Wachtmeister, der größerer Landwirt ist, drei Offizierdiensttuer, darunter zwei Doktoren, und einen Fähnrich, ein ziemliches Infanterieübel, das ich langsam zum Menschen und Soldaten erziehe. Mittags und abends essen wir gemeinsam und recht gut und nahrhaft, und abends sind wir so vergnügt, daß die Sauertöpfe uns die „leichtsinige“ Kolonne getauft haben. Häufig wird sie besucht, weil es so behaglich bei ihr ist. Ich wohne oft im Schatten der Kirche, hier und auch in Lebbeke, wohin wir gestern einen Ausflug gemacht haben. Ausbruch heute um 5 Uhr bei schönstem Mondenschein. Wunderbares Leben! Kriegspoese und leider auch Nachtseiten, aber doch Leben, wie ich es nie entbehren möchte. Ich bin Gott dankbar, daß er es mir beschert hat, und noch dankbarer, daß ich meinem Vaterlande dienen kann.

Moorlede, 10. 12. 1914.

Unser faules behagliches Leben — morgens gegen 8 Uhr aufstehen, gegen 9 Uhr Frühstück — wurde heute angenehm unterbrochen, indem wir um 6 $\frac{1}{4}$ Uhr, also im ausgesprochenen Dunkel, losritten, um die neuen Stellungen der Batterien aufzusuchen. Bei Tage darf man sich dort kaum sehen lassen, um die Stellungen nicht zu verraten und das Feuer des Feindes nicht alsbald auf sie zu lenken. Es regnete heute früh nur wenig, und es war eine Freude, mit frischen Pferden in den frischen Morgen hineinzureiten. Die ganze Sache konnten wir allerdings nicht zu Pferde abmachen, sondern mußten schließlich absitzen und im ganzen mehrere Kilometer zu Fuß zum Teil in fußtiefem Schlamm zurücklegen. Die Franzosen müssen einen Überfluß an Munition für schwere Artillerie haben. Sie schossen dicht vor unserer Front ein großes Gehöft in Brand und warfen eine größere Anzahl schwerer Geschosse in die Gegend. Unmittelbar an dem Wege, den wir vor einer halben Stunde friedlich gegangen waren, war ein mächtiges Loch, das solch ein Geschöß gewühlt hatte. Meine Begleiter, die ich zurückgelassen, um sie nicht unnütz zu zeigen, hatten schleunigst im Unterstande verschwinden müssen, um nicht Zielscheiben zu bilden. Im Anschluß an unsere kleine Expedition nahmen wir ein sehr wohlschmeckendes Frühstück mit Getränk beim Verpflegungs-offizier der Abteilung ein und ritten dann in scharfem Trab zurück. Das Reiten macht mir sehr viel Freude. Ich nehme nach Möglichkeit auch immer einen oder den anderen von dem jungen Volk mit, das große Freude daran hat und natürlich nur lernen kann.



Die schweren österreichischen Geschütze (30,5 cm) schossen über uns hinweg, als wir auf der Chaussee ritten. Mein Max hat sich an den außergewöhnlich lauten Knall sehr bald gewöhnt. Heute Mittag hatten wir Fasanen mit gutem Rotwein, heute Abend kalte Fasanen und Kieler Sprotten. Ein eigenartiges Leben, das zwischen der Gefahr und dem Wohlleben wechselt.

Moorstede, 14. 12. 1914.

Wunderbares Leben im Felde! Schwankend zwischen Gefahr und frohem Genießen des Augenblicks, wie man dies im Frieden kaum kennt. Als ich heute morgen durch das übrigens furchtbar zusammengeschossene Paschendale ritt, um nach Westrosbeek zu kommen, wo uns der Divisionskommandeur zu sprechen wünschte, wurden wir, meine drei Begleiter und ich, in der unfreundlichsten Weise beschossen, erst mit Schrapnell und dann mit Granaten. Mehr als ein Duzend Geschosse kreppten in einer Entfernung von 10—30 m von uns, so daß ich mich wirklich freute, als wir, zunächst durch vorsichtiges Führen der Pferde und dann durch einen flotten Galopp allmählich aus dem Feuerbereich gut hinauskamen. Man denkt sich bei all diesen Sachen, die im Frieden besondere Erlebnisse sein würden, verhältnismäßig sehr wenig, sucht im Augenblick der Gefahr möglichst zweckmäßig zu handeln und genießt um so mehr den Augenblick der Ruhe und der Behaglichkeit. Die Franzosen müssen unglaublich viel Artilleriemunition haben. Sie beschossen einzelne Leute und einzelne Reiter und beobachteten dabei ausgezeichnet gut. So sehr dies dem Soldaten zunächst widerstrebt, so kommt doch außerordentlich viel darauf an, daß jeder sich nach Möglichkeit der Sicht entzieht und in Deckung hält. Die Vernachlässigung dieser Regel hat uns immer wieder, ohne Nutzen zu schaffen, Verluste gebracht, die hätten vermieden werden können.

Wildemann, 26. 12. 1914.

Ich sitze in unserem Wohnzimmer, das wir gegen Zug gut abgedichtet haben. Der kleine Ofen, den wir aus Moorstede mitgenommen haben, verbreitet behagliche Wärme, und dazu scheint die Sonne so freundlich und warm durch die Fenster, als ob es Ende April oder gar schon Mai wäre und nicht Dezember. Neben mir sitzt der junge Syamken, der die rechte Hand noch immer im Verbande hat, und wir beide schreiben nach Hause. Ich bin sehr froh, daß unsere Weihnachtsfeier so ungestört und wirklich schön verlaufen ist. Von 5 $\frac{1}{2}$ bis 7 $\frac{1}{2}$ Uhr feierten wir, d. h. alles, was abkömmlich war, zusammen in zwei großen Stuben bei zwei Tannensäulen. Zunächst wurde „Stille Nacht, heilige Nacht“ gesungen, dann verlas ich das Weihnachtsevangelium und hielt eine kurze Ansprache, in der ich an Kindheit, Heimat und Familie, Gottes Gnade gerade für unser deutsches Volk und den Strom des Segens und der Liebe erinnerte, der von Weihnachten ausging, und damit schloß, daß wir trotz allem auch in diesem Jahre fröhlich Weihnachten feiern wollten. Darauf wurde „O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit“ gesungen, unter allgemeiner Beteiligung, kräftig und hübsch. Daran schloß

8*



sich eine Verlosung, bei der es keine Nieten gab. Ich konnte jedem ein Schriftchen beifügen, außerdem wurden Zigarren, Schokolade, Äpfel, Nüsse, die geliefert waren, verteilt und ein Glas Punsch getrunken. Die Leute sangen dann ganz aus eigenem Antriebe „O, Tannenbaum“ und darauf ein geistliches Lied nach dem anderen, „Harre meine Seele“, „Lobe den Herrn“ usw., so daß ich ganz überrascht und erfreut war. Ich merkte deutlich, daß religiöse Gefühle und Bedürfnisse im Felde beim deutschen Soldaten mit urwüchsiger Kraft auftauchen.

Wildemann, 6. Januar 1915.

Wie freundlich und lieb hast Du mir geschrieben und Ihr alle am Silvesterabend! Habt herzlichen Dank dafür! Ich freue mich sehr, daß Ihr Silvester so schön miteinander verlebt habt. Das ist das einzig Wahre in dieser großen, aber ernsten und schweren Zeit, daß man geduldig und ergeben trägt, was zu tragen ist, und doppelt dankbar alles Gute genießt, was Gott uns gibt, und sich doppelt eng und fest aneinander schließt. Wie gerne wäre ich zwischendurch bei Euch und gerade jetzt bei Dir, wo Du das schwere Opfer bringst, den prächtigen Jungen ins Feld ziehen zu lassen. Wie hübsch hat er mir Silvester geschrieben, so einfach und kräftig, daß ich recht meine Freude daran hatte. Für Dich und uns persönlich wäre es ja angenehmer gewesen, wenn wir beide uns mehr zurückgehalten hätten. Ich hätte mich ja bedingt, etwa für die Garnison, zur Verfügung stellen können, und der Junge hätte warten können, bis er nach Oberprima versetzt wäre und womöglich das Examen gespart hätte. Aber das hätte doch nicht unserer Art entsprechen, und wir hätten kein gutes Gewissen dabei gehabt. Wenn das Vaterland in Gefahr ist — und die Gefahr ist wirklich groß genug —, müssen alle persönlichen Interessen doch völlig zurücktreten. Ich als alter Landwehroffizier und Edmund als junger Kriegsfreiwilliger haben uns sofort zur Verfügung gestellt. Alles weitere ist dann zunächst nicht unsere Sache, sondern hängt von den Verhältnissen ab, oder, richtiger gesagt, liegt in Gottes Hand. Ich möchte ja auch brennend gern mehr tun, als ich zurzeit tun kann, habe manchmal auch das Gefühl, daß ich es an der richtigen Stelle wohl könnte, muß mich aber bescheiden und will alles tun, die Aufgabe des Tages treu zu erfüllen.

2. 2. 15.

Vor allem wird aber der Dank eine Stätte bei Dir finden, der Dank gegen Gott, daß Mann und Sohn in dem großen, schweren Kampfe, der unserm Volk verordnet ist, an der Stelle stehen können, an welche die Pflicht sie ruft, und daß sie bisher gnädig behütet sind. Ohne den Glauben an Gott, seine Weltregierung und sein Walten im Leben jedes einzelnen möchte ich diese große, aber schwere Zeit nicht erleben.

Mortierhoek, 2. 4. 1915.

Stillfreitag! Es ist ganz eigenartig, wie dieser Tag auch im Felde, auch in Feindesland sein besonderes Gepräge hat. Die Belgier, die hier geblieben sind,



arbeiten wie gewöhnlich auf dem Felde, aber es sind ihrer sehr wenig, und alle Soldaten feiern, soweit sie nicht unmittelbar durch Dienst in Anspruch genommen sind: Viele besuchen den Gottesdienst, wie sie es gerade am Charfreitag auch in der Heimat gewohnt sind. Für meine Leichte Kolonne hatte ich nicht allgemeinen Kirchgang angeordnet, weil wir ihn vorigen Sonntag gehabt hatten. Allgemeiner Kirchgang alle 3 bis 4 Wochen entspricht dem Empfinden und dem Bedürfnis der Leute, und jeder nimmt gern teil daran. Ein Mehr würde als Zwang empfunden werden und mehr schaden als nützen. Natürlich kann in der Zwischenzeit jeder nach eigenem Wunsche, soweit der Dienst es gestattet, zur Kirche gehen. Heute am Stillfreitag war trotz des allgemeinen Kirchganges am Sonntag die Zahl der Teilnehmer sehr groß. Es war auch schön und feierlich, schon der Weg nach Ostmeulerke durch die bestellten Felder bei schönem Sonnenschein und dann der Gottesdienst selbst im katholischen Pfarrgarten bei linder Frühlingsluft zwischen Sträuchern, die anfangen grün zu werden, unter Bäumen, deren Knospen schon deutlich erkennbar sind. Das Pfarrhaus selbst ist Lazarett, und auf einzelnen Wegen des großen Gartens sah man in der Genesung begriffene Verwundete langsam auf- und abgehen und aus der Ferne am Gottesdienst teilnehmen. Viele Soldaten aller Waffengattungen um die Kanzel, die mit Kieferzweigen geschmückt ist, gerade vor uns Landwehrmänner der Braunschweiger Husaren, die schnauzbärtig und kriegerisch dreinschauten, bei der Infanterie neben bärtigen Wehrmännern Jungen mit dem ersten Flaum, die gerade von der Schulbank kommen. Alles ist heute besonders andächtig. Die Musikkapelle spielt zunächst einen Choral und begleitet dann den Gesang „O Haupt voll Blut und Wunden“. Alle kennen das Lied, wenige mögen gedacht haben, daß sie es noch einmal im Felde singen würden. Eine kurze, schlichte, von innerer Überzeugung getragene Predigt, die ohne alle Dogmatik doch von Jugend an bekannte Gedankengänge geht und gerne gehört wird. Wieder Gesang, Vaterunser, Segen. Der ganze Gottesdienst dauert kaum länger als eine halbe Stunde, hat den Teilnehmern aber etwas gegeben. Ernst wie man gekommen ist, geht alles zurück in die Quartiere. Während ich schrieb, wurde nach feindlichen Fliegern geschossen. Man sagt sich verstandesmäßig, daß sich das auch am Charfreitag nicht vermeiden läßt, freut sich aber instinktiv, als die Schießerei zu Ende ist und der ernste Feiertag wieder in seine Rechte tritt.

12. 4. 1915.

Wie oft habe ich die Bismarckbüste in meinem Zimmer angesehen und dabei gedacht: „Der Gott, der uns in schwerer Zeit unsern Bismarck sandte, wird auch weiter helfen aus dem jetzigen Elend der Parteizerrissenheit.“ Das hat er bereits getan, indem er uns durch die gemeinsame Gefahr und Not mit einem Schlage einig machte. Die Aufgabe, die noch zu lösen bleibt, nach all dem vielen, was bereits erreicht ist, ist noch riesengroß — sie wird meist sehr unterschätzt, aber mit Gottes

Hilfe wird der Bismarckische Geist, der immer mehr Gemeingut des ganzen Volkes wird, schließlich siegen.

Stadendreef, 25. 5. 1915.

Es ist gewiß gut eingerichtet, daß unser Junge, der als Gefreiter natürlich ganz anders als wir die Anstrengungen und Entbehrungen des Feldzuges kennen lernt, dafür auch so viel Neues und Interessantes zu sehen bekommt und so großartige, herzerhebende Eindrücke hat, und daß ich, der immer im selben Winkel Belgiens fast ohne Abwechslung sitzt und keine derartigen unmittelbaren Eindrücke hat, dafür regelmäßig eine gewisse Behaglichkeit und die Freude und den Frieden eines schönen Landaufenthaltes genießt. Unseren Wirkungskreis in diesem großen Kriege haben wir beide, und mit Gottes Hilfe werden wir unseren Platz immer gut ausfüllen. Die Ungewißheit mit Italien lag mir, übrigens nur kurze Zeit, auf den Nerven, daß ich minutenweise dieselben fast körperlichen Empfindungen hatte wie am letzten Sonntag im vorigen Juli. Unsere Leute waren, glaube ich, meist sehr gleichmütig. „Up eenen mehr oder weniger kummt't nu nich an.“ Dieser Standpunkt ist für sie auch das beste. Ich empfand zu deutlich, daß der Krieg nun doch sehr erschwert und in die Länge gezogen werden wird, um die Auffassung, solange noch eine Spur von Zweifel war, ohne weiteres teilen zu können. Nun alle Kunst und aufopfernde Arbeit Bülow's vergeblich gewesen ist, das italienische Volk in seiner Raserei den Krieg will und Gott, der es gut meint mit dem deutschen Volk, es zugelassen hat, will ich so ruhig sein wie ein anderer. . . . Im übrigen gibt es für jeden Deutschen und jede Deutsche nur die eine Aufgabe, noch gewissenhafter bis zum äußersten seine Pflicht zu tun an dem Platze, wo er steht. Möchten alle Esel und Salonhelden möglichst rasch in die ihnen zukommenden Ställe und Salons gehen, die Tüchtigen, Selbstlosen, Freudigen überall die Führung übernehmen. Gott habe ein gnädiges Einsehen und sei mit unserem deutschen Volke.

Im Felde, 13. 10. 1916.

Belgien liegt hinter uns, und das ist gut; die Zeit der Ruhe liegt hinter uns, und das ist besser. Wir durchwandern Nordfrankreich, das landschaftlich sehr schön ist und prächtige alte Bauten enthält. Ich spreche französisch, wo ich kann, und bin in Gefahr, meine eigenen Leute französisch anzureden, zumal es immer einige gibt, die kein Deutsch verstehen.

18. 10. 1916.

Herzlichen Gruß in der Morgenfrühe aus Favreuil nördlich von Bapaume, dessen Ortskommandant ich bin unter nicht ganz einfachen Verhältnissen. Das reizt mich, ist mir höchst interessant; ich habe mich selten so befriedigt gefühlt wie jetzt. Es gibt zu tun, und man fühlt sich tief innerlich befriedigt. Es ist ein kleines Dorf, in welchem zur Zeit mehrere 1000 Mann mit mehreren höheren Stäben liegen.





Ernst Seyde.